

Title	Heldendämon : Zu Goethes Eposfragment "Achilleis"
Sub Title	英雄のデーモン：ゲーテの叙事詩断片『アキレウス』について
Author	橘, 宏亮(Tachibana, Hirosuke)
Publisher	慶應義塾大学藝文学会
Publication year	2012
Jtitle	藝文研究 (The geibun-kenkyu : journal of arts and letters). Vol.102, (2012. 6) ,p.217(90)- 235(72)
JaLC DOI	
Abstract	
Notes	
Genre	Journal Article
URL	<a href="https://koara.lib.keio.ac.jp/xoonips/modules/xoonips/detail.php?koara_id=AN00072643-01020001-0235">https://koara.lib.keio.ac.jp/xoonips/modules/xoonips/detail.php?koara_id=AN00072643-01020001-0235</a>

慶應義塾大学学術情報リポジトリ(KOARA)に掲載されているコンテンツの著作権は、それぞれの著作者、学会または出版社/発行者に帰属し、その権利は著作権法によって保護されています。引用にあたっては、著作権法を遵守してご利用ください。

The copyrights of content available on the Keio Associated Repository of Academic resources (KOARA) belong to the respective authors, academic societies, or publishers/issuers, and these rights are protected by the Japanese Copyright Act. When quoting the content, please follow the Japanese copyright act.

# Heldendämon

## Zu Goethes Eposfragment „Achilleis“

Hirosuke Tachibana

### 1. Goethisch?

Goethes „Achilleis“ entstand im Zeitraum vom Ende des Jahres 1797 bis Mai 1799, stark mit der damaligen Auseinandersetzung über die Gattungstheorie mit Schiller verknüpft und zugleich durch die 1795 erschienenen ‚Prolegomena ad Homerum‘ von Friedrich August Wolf angereizt, der die individuelle Autorschaft Homers geleugnet hatte.<sup>1</sup> In seinem Brief vom 23. Dezember 1797 an Schiller, der den Aufsatz ‚Über epische und dramatische Dichtung‘ begleitet, kommt Goethe erst zur Erwähnung des Projekts unmittelbar an die Erwägung der Gattungsreinheit anschließend: »Schließlich muss ich noch von einer sonderbaren Aufgabe melden, die ich mir in diesen Rücksichten gegeben habe, nämlich zu untersuchen: ob nicht zwischen Hectors Tod und der Abfahrt der Griechen von der Trojanischen Küste, noch ein episches Gedicht inne liege? oder nicht?«<sup>2</sup>

Obwohl Goethe, wie die hinterlassenen reichen Paralipomena<sup>3</sup> andeuten, sicher die gesamte Handlung in hohem Grad deutlich war<sup>4</sup>, blieb das Epos Fragment. Das zentrale Thema des ersten und einzig ausgeführten Gesanges ist der entsagende Achill, der überzeugt von seinem vom Schicksal bestimmten, frühen Tod, der für den Fall von Troja unvermeidbar ist, sein eigenes, ihn seines Ruhmes in der Zukunft versicherndes Grabmal baut. Der zukünftige Ruhm des Helden,

den sein Grabhügel verschafft, erscheint schon in Homer.<sup>5</sup> Goethe hat im ersten Gesang der „Achilleis“ dieses Motiv entwickelt. Nach den Paralipomena aber sollte es in der späteren Handlung einen Umschwung geben, nämlich den vom Entsagen zur Liebesleidenschaft, zum Lebensgenuss. Achill sollte sich plötzlich in eine Tochter des Priamos verlieben und bei der Hochzeitsfeier, im höchsten Augenblick der Lebensfreude, getötet werden.<sup>6</sup> Hierzu ist eine Äußerung von Goethe selbst überliefert: »Achill weiß, das er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyxena und vergißt sein Schicksal rein darüber nach der Tollheit seiner Natur.«<sup>7</sup>

Die bisherigen Forschungen<sup>8</sup> zeigen eine Tendenz, dieses Werk für goethisch zu halten, ohne genau zu definieren, was das Adjektiv ›goethisch‹ meint.<sup>9</sup> Die Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist vor allem klarzustellen, was in der „Achilleis“ für Goethe typisch ist. Im Fortgang dieser Klarstellung erklärt sich die Absicht von Goethe in diesem Werk wie von selbst. Um den Schluss vorwegzunehmen, es geht hier um das Symbol-Modell und die damit stark verbundene Denkfigur der Entelechie, die doch sehr goethisch erscheinen.

## 2. Der symbolische Blick Athenes

Athene ist, wie ihr langes, eindrucksvolles Gespräch mit Achill über den Tod des Helden zeigt, das zweifellos den Höhepunkt im ersten Gesang bildet, die Gottheit, der Goethe hier die wichtigste Rolle unter allen Göttern zuteilt. In Benjamin Hedrichs mythologischem Lexikon, das Goethe auch während seiner Arbeit an der „Achilleis“ als Hilfsmittel diente,<sup>10</sup> kann man im Artikel »ATHE-NA, ATHENE« eine Erläuterung dieser Göttin als »Betrachterin, die alles aus den reinsten Gründen einsieht«<sup>11</sup>, finden. Goethe zeichnet Athena, deren Gottheit unter den olympischen Göttern »am wenigsten auf einen bestimmten, einigemaßen genau zu definierenden Begriff festzulegen ist,«<sup>12</sup> im ersten Gesang seiner „Achilleis“ vor allem durch diesen Charakter als »Seher«<sup>13</sup> aus. Da in den Darstellungen dieser Göttin viele Wendungen so auffällig sind, die sich auf

›Sehen‹ oder ›Auge‹ beziehen (»Bildnis«<sup>14</sup>; »Also sprach sie [sc. Athene] und blickte schrecklich hinaus in den weiten / Äther. Schrecklich blicket ein Gott da wo Sterbliche weinen.«<sup>15</sup>; »Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen / Gegen das Meer gewendet, versuchende freundliche Worte [...]«<sup>16</sup>; »Jegliche Rede [...] der erdgeborenen Menschen, / Löset die Rätsel nicht der undurchdringlichen Zukunft.«<sup>17</sup>), ist es kein Wunder, dass auch in den bisherigen Forschungen die Bedeutsamkeit des Sehens oft behandelt worden ist.<sup>18</sup> Dreisbach weist in diesem Zusammenhang treffend darauf hin, dass hier bei Goethes Athena das Epitheton *Ornans* („blauäugig“) »bewußt und mit einer bestimmten Absicht gebraucht« werde, das dagegen bei Homer »oft ohne besonderen Grund verwendet« werde.<sup>19</sup>

Ferner ist für Goethe charakteristisch, dass der Blick der sehenden Göttin Athene nicht nur an räumlicher, sondern auch an zeitlicher Ausdehnung gewinnt. Ihre Anschauung der Gegenwart gewährt ihr also zeitgleich die Einsicht in die Vergangenheit und die Zukunft. Schon beim Gespräch mit Hera auf dem Olymp gibt die um den frühen Tod von Achill klagende Athene ein gutes Beispiel für diese zeitliche Mehrschichtigkeit:

Ach! und daß er sich nicht, der edle Jüngling, zum Manne / Bilden soll.  
 Ein fürstlicher Mann ist so nötig auf Erden. / Daß die jüngere Wut, des  
 wilden Zerstörens Begierde / Sich als mächtiger Sinn, als schaffender,  
 endlich bewaise, / Der die Ordnung bestimmt nach welcher sich Tau-  
 sende richten. / Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden  
 Ares, / Dem die Schlacht nur genügt, die männertötende! Nein, er /  
 Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgeht die Wohlfahrt. / Städte  
 zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade / Führt er den Über-  
 fluß der Bürger zu; Küsten und Syrten / Wimmeln von neuem Volk, des  
 Raums und der Nahrung begierig.<sup>20</sup>

Athenes Vorstellung des gegenwärtigen Achill als, um mit dieser Göttin selbst zu sprechen, dieses »schöne Bildnis der Erde«<sup>21</sup> umschließt so die Vergangenheit als Ursprung und die Zukunft als Vollendung, in der der Held als schöpferisch tätiger Fürst erscheinen würde, die doch wegen seines vom Schicksal bestimmten, frühen Todes nie zustande kommen wird. Achill würde, wenn er weiter lebte, wie eine Pflanze die in ihm potenziell seiende Gestalt vollbringen. Eine ähnliche Sehweise wendet Goethe selbst auf die Beobachtung der Laokoon-Gruppe an. Im kleinen Traktat ‚Über Laokoon‘, das 1798, also gerade im Jahr, wo Goethe sich mit der „Achilleis“ beschäftigte, in der Zeitschrift ‚Propyläen‘ veröffentlicht wurde, schreibt er: »Äußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muss ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Teil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz hernach muß jeder Teil genötigt sein, diese Lage zu verlassen, dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.«<sup>22</sup> In den beiden Fällen konvergieren das Vergangene und das in der Zukunft Kommende in dem Moment der Gegenwart. Die Denkfigur der dynamischen, entelechischen Intuition ist erkenntlich, die in Goethes Arbeiten, nicht zuletzt in seinen naturwissenschaftlichen Forschungen, überwiegend ist.<sup>23</sup>

Ein weiterer Fall derartigen Blickens entfaltet sich im Dialog zwischen Achill und Athene, die nun sich als Antilochus tarnt, während beide um »den erhabenen Rand des immer wachsenden Dammes« von Achills riesigem Grabmal wandeln. Hier »zeigt sich das Meer und das Land und die Inseln der Ferne«<sup>24</sup>. In der unversperrten Aussicht findet Athene zahlreiche Schiffe, die sich nach der Angabe von Achill als die der »Phönikische[n] Männer« erweisen. »Aus den Inseln führen sie her willkommene Nahrung, / [z]u dem Achaiischen Heer, das lange vermißte die Zufur«, nämlich »Wein und getrocknete Frucht und Herden blökendes Viehes«. Darauf versetzt »die bläulich blickende Göttin«<sup>25</sup>:

Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küste / Sich die Warte zu schaffen die Seinigen sämtlich erregte, / Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen, / Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.<sup>26</sup>

Den Zukünftigen würde das Grabmal als Wache und Leuchtturm dienen, denn hier eröffnet sich den Augen die weite Aussicht, wie Athene sagt. Ihre rege Imagination erweitert sich noch. Anschließend kommt sie zum überseeischen Handel überhaupt: »Führwahr! ein Mann von Okeanos' Strömen / [k]ommend, und körmiges Gold des hintersten Phasis im hohlen / Schiffe führend, begierig nach Tausch, das Meer zu durchstreifen, / [i]mmer würd' er gesehen, wohin er sich wendete.« Jedes Schiff sollte, wohin es sich auch wenden mag, sei es nach Kreta, sei es nach Ägypten, sei es nach Libyen, seine richtige Richtung an dem großen Grabmal von Achill als wichtigem Stützpunkt der Seefahrt erkennen.<sup>27</sup> So spiegelt das jetzt vor beiden Figuren mehr und mehr schon zu Lebzeiten wachsende Grabmal des Helden in den Augen Athenes symbolisch den zukünftigen weltweiten Seehandel.

Am Ende wird ein kühner Seefahrer angesprochen, der, »wo sich die Nacht nie / [t]rennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen, [...] auf Abenteuer begierig [...] sich ins offene Meer« gewagt hat und nun von ferne den Grabhügel sieht mit der Überzeugung, das herrliche Grabmal dort müsse das des großen Peliden sein, »[d]en so früh der Erde der Moiren Willkür entrissen«.<sup>28</sup> Auf diese Weise würden die Zukünftigen vermitteltst seines Denkmals den Helden loben, indem sie durch es aufs neue zu Taten getrieben werden, die Achill vollbracht hätte, wenn die Moiren nicht so früh der Erde ihn entrissen hätten. »[J]edem stirbt er aufs Neue, / [d]er die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.«<sup>29</sup> So wiederholt sich, kann man sagen, zukünftig das Heldendasein des Achill auch nach seinem Tod:

Allen erhebst du [sc. Achill] das Herz, als gegenwärtig, und allen / Tapfern verschwindet der Ruhm sich auf dich Einen vereinend.<sup>30</sup>

Nietzsches an der Antike gewonnener Begriff einer »monumentalischen Historie« gilt auch schon für Goethes Idee des Denkmals des Helden: »Zumeist winkt ihm [sc. dem Tätigen] kein Lohn, wenn nicht der Ruhm, das heisst die Anwartschaft auf einen Ehrenplatz im Tempel der Historie, wo er selbst wieder den Späterkommenden Lehrer, Tröster und Warner sein kann. Denn sein Gebot lautet: das was einmal vermochte, den Begriff ‚Mensch‘ weiter auszuspannen und schöner zu erfüllen, das muss auch ewig vorhanden sein, um dies ewig zu vermögen. Dass die grossen Momente im Kampf der Einzelnen eine Kette bilden, dass in ihnen ein Höhenzug der Menschheit durch Jahrtausende hin sich verbinde, dass für mich das Höchste eines solchen längst vergangenen Momentes noch lebendig, hell und gross sei — das ist der Grundgedanke im Glauben an die Humanität, der sich in der Forderung einer monumentalischen Historie ausspricht.«<sup>31</sup> Bei Goethe ist dieses das Leben des Künftigen belebende Denkmal des Helden mit der symbolischen Anschauung verbunden, die Athene hier vorbildlich ausübt. Angesichts des Denkmals soll man, wie Athene zeigt, intuitiv die ganze Gestalt des Helden, d.h. seine Entelechie, sehen, die alle Stufen seines Lebens, einschließlich seiner nicht zustande gekommenen Zukunft, potenziell umschließt. Goethe unterstreicht hier wiederholt, mit Regenbogen zu sprechen, die »Transparenz«, »jenes Sichtbarwerden des Allgemeinen hinter dem Einzelnen«.<sup>32</sup>

Dementsprechend stellt Goethe auch den vor den Augen Athenes wachsenden Bau des Grabmals durch die Myrmidonen dar, die Achill führt. Zunächst vergleicht Goethe sie mit den geschäftigen Ameisen, deren Geschäfte durch den eilenden Tritt des Jägers gestört werden: »Schnell die gesellige Menge, zu tausend Scharen zerstoben, / Wimmelt sie hin und her, und einzelne Tausende wimmeln, / Jede das Nächste fassend und sich nach der Mitte bestrebend, / Hin nach dem alten Gebäude des labyrinthischen Kegels. / Also die Myrmidonen, sie

häuften Erde mit Erde, / Rings von außen den Wall auftürmend, also erwuchs er / Höher, augenblicks, hinauf in beschriebenem Kreise.«<sup>33</sup> Das Bild des dynamischen, sich steigernden Werdens entspricht dem von Achill, das Athena während des Gesprächs mit Hera gehegt hat, und das Bild der geschäftig arbeitenden Myrmidonen dem der unzähligen Menschenmenge, die Achill, wenn er weiter lebte, als Fürst nach den neu kolonisierten Küsten und Syrten führen würde. Das hier unterstrichene Wimmeln der Myrmidonen erinnert an die Menschenmengen dort, die Goethe mit »wimmeln« darstellt.<sup>34</sup> Auch hier ist Athenes symbolischer Blick abzulesen, der die Gegenwart mit dem sowohl räumlichen, als auch zeitlichen Ganzen assoziiert. Dann kommt Athene zu Achill »im Grunde des Bechers«<sup>35</sup>. Um nochmals den Überblick des ganzen Vorgangs im Gesprächsteil zwischen Athene und Achill zu gewinnen, ist hier eine schöne Zusammenfassung von Regenbogen heranzuziehen: »Es beginnt in der Tiefe, in der Umschattung des werdenden Grabes und dringt empor zur klaren Helle, zum Rande des sich türmenden Hügels, zum Ausblick über das blaue Gewässer des von bunten Segeln belebten Hellespontes hinweg, zum Ausblick in die bewegte Menschenwelt, über Tat und Geschäft, Seefahrt und Kaufmannschaft hinan zu dem Hochziel des ganzen Gedichts, dem nicht endenden, strahlenden Ruhm, der die Welt überfliegt«<sup>36</sup>.

### 3. Das Motiv des Kolonisierens

Die Verbindung von Seefahrt und Kolonisierung bestimmt die griechische Antike. Wie die bisherigen Zitate aus dem Gedicht bereits genug verdeutlichen, tritt in der „Achilleis“ auch das Motiv des Kolonisierens in den Vordergrund. Es legt neben anderen Motiven wie ›Grab‹, ›Unsterblichkeit‹ u.s.w. die Affinität der „Achilleis“ mit dem zweiten Teil des „Faust“ nahe<sup>37</sup>, an dem Goethe in demselben Zeitraum<sup>38</sup> sozusagen parallel arbeitete. Der bestimmte Gegenstand des Betrachtens, hier das Grabmal bzw. dessen Bau, ruft das Bild des zukünftigen Kolonisierens, hier des Kultivierens der Küsten und der Gründung des

Seehandels, hervor. So steht der Grabhügel mit den Funktionen des Leuchtturms und der Wache für den ganzen Achill, einschließlich seiner künftigen ökonomischen Leistungen des Kolonisierens. Kurz vor seiner ersten Erwähnung des „Achilleis“-Projekt im Brief an Schiller (23. Dezember 1797) beschrieb Goethe im August 1797 demselben Freund ein ähnliches Erlebnis während des Aufenthalts in seiner Heimatstadt Frankfurt auf der Reise in die Schweiz. In dieser Beschreibung der für ihn eminent wichtigen Erfahrung<sup>39</sup> ist schon die Kombination des Sehens und der zeittraffenden Intuition, und zwar mit dem Bild des Kolonisierens, zu finden. Hier geht es vorgreifend um das ›moderne‹ Großstadterlebnis. Der aristokratische Goethe aus Weimar verabscheute anfangs das Frankfurter Getümmel, das seines Erachtens die für seine Arbeit an der Poesie notwendige »Sammlung und Stimmung« (12. August 1797)<sup>40</sup> behinderte: »Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen wie es eigentlich mit dem Publikum einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mitteilen, alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer diese meist Zerstreung in die Zerstreung bringen.« (9. August 1797)<sup>41</sup> Aber bald danach veränderte der »ruhige[] und kalte[] Weg des Beobachtens, ja des bloßen Sehens«<sup>42</sup> bei Goethe diese bedenkliche Konstellation, wie der Brief vom 16. August 1797 erläutert. Kurz, Goethe fand die »poetische Stimmung«<sup>43</sup> durch sein genaueres Anschauen auch dieser scheinbar unpoetischen Gegenstände der großen Stadt. Er schreibt:

Bis jetzt habe ich nur zwei solcher Gegenstände gefunden: den Platz auf dem ich wohne, der in Absicht seiner Lage und alles dessen was darauf vorgeht in einem jeden Momente symbolisch ist und den Raum meines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, in welchem ein alter Schultheiß von

Frankfurth lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waren und Marktplatz verändert wurde. Die Anstalt ging durch sonderbare Zufälle bei dem Bombardement zu Grunde und ist jetzt, größtenteils als Schutthaufen, noch immer das doppelte dessen wert was vor 11 Jahren von den gegenwärtigen Besitzern an die Meinigen bezahlt worden. In so fern sich nun denken läßt daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergestellt werde, so sehn Sie leicht daß es, in mehr als Einem Sinne, als Symbol vieler tausend andern Fälle, in dieser gewerbreichen Stadt, besonders vor meinem Anschauen, dastehen muß.<sup>44</sup>

Welche poetischen Elemente hat Goethe in diesen Gegenständen gefunden, die als »eminente Fälle, [...] in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit, als Repräsentanten von vielen andern dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, ähnliches und fremdes« in seinem Geist »aufregen und so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen«?:

Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter ist, glückliche Gegenstände für den Menschen und weil man, indem man sie mit sich selbst rekapituliert, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche im höhern Sinn, das «man» auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte [...].<sup>45</sup>

Dem »Wimmeln der Menschenmenge« auf dem Frankfurter Marktplatz, wie es die Myrmidonen in der „Achilleis“ zeigen, also dem eigentlich unpoetischen Gegenstand, konnte Goethe mittelst seiner eigenen Empirie, seines eigenen »gesellschaftliche[n], ökonomische[n], historische[n] Wissen[s] bzw. Vorwissen[s] über die „Gegenstände“«<sup>46</sup> eine ideale Form, eine menschliche Form im höhern Sinn, als Ausgleich für »das Defizit an strenger „poetischer

Form“<sup>47</sup> gewähren. So wurde erst der Verwandlungsprozess abgeschlossen, den gemeinen Gegenstand in ein Symbol vieler tausend anderer Fälle umzusetzen, in dem die idealen, menschlichen, allgemeinen und überzeitlichen<sup>48</sup> Taten des Kolonisierens sich spiegeln. Dabei funktionierte göttergleich die »Reflexion [...], die nicht nur das Gegenwärtige „anschaut“, sondern retrospektiv das Vergangene und prospektiv das Kommende«<sup>49</sup>, wie der transparente Götter-Blick von Athene. Dies ist die Symbolik im Sinne von Goethe. Die dynamische Entwicklung vom Zerstören zum Schaffen im Bereich der Wirtschaft und des Kolonisierens ist gerade, was Athene im gegenwärtigen Achill und dessen Denkmal sieht. Höchstwahrscheinlich experimentierte Goethe bei seiner Arbeit an der „Achilleis“ mit seiner Symbolik, zu der er neu in seiner Heimatstadt gelangt war.

Aber im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit zur „Achilleis“ ist hier bemerkenswert nicht nur die Ähnlichkeit, sondern auch der Umstand, dass Goethe diese künstliche Betrachtung der Gegenstände im Frankfurter Erlebnis »sentimental« nannte, wenn er nämlich ungefähr 9 Monate später über die „Achilleis“ an Schiller schrieb<sup>50</sup>: »Die Achilleis ist ein tragischer Stoff der aber wegen einer gewissen Breite eine epische Behandlung nicht verschmäht. [] Er ist durchaus sentimental und würde sich in dieser doppelten Eigenschaft zu einer modernen Arbeit qualifizieren [...].«<sup>51</sup> Diese Anwendung des Begriffs ›sentimental‹ wurde oft auf die ›modernen‹ Züge im Motivkomplex des ›Achill‹ bezogen, nicht zuletzt auf das aus den Paralipomena erkenntliche Liebesmotiv des Helden mit einer Tochter des Priamos, Polyxena<sup>52</sup>, das nicht aus Homer, sondern wahrscheinlich aus Dictys Cretensis entliehen wurde.<sup>53</sup> Betrachtet man aber Goethes Frankfurter Brief, wird deutlich, dass schon der erste Gesang genug Sentimentalität gerade im Sinne von Goethe enthält.

In der Äußerung Athenes ist ferner von der Günstigkeit des frühen Todes die Rede: »Wer jung die Erde verlassen, / [w]andelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias, [e]wig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.« Auch diese Einsicht hängt mit Goethes Idee des symbolischen Anschauens zusammen, was

seine Bemerkung über den Tod Winkelmanns andeutet. Goethe preist diesen glücklich, »daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen«, und er die »Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte« nicht empfunden hat:

Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß W[inckelmann] früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.<sup>54</sup>

So soll die »Gestalt« des Helden nach Goethes Sepulkralhermeneutik (Bachofen) seine Reinheit erhalten. Dementsprechend sollte auch Achill in der „Achilleis“ in seinem höchsten Augenblick der Lebensfreude, in der Mitte seiner Hochzeitsfeier, plötzlich und vielleicht ohne ein Bewusstsein davon getötet werden.<sup>55</sup> Durch diesen Prozess wird das Bild des Helden als ewig strebender und die Zukünftigen ewig erregender Jüngling in seinem schönsten Augenblick fixiert, was für den symbolischen Blick des Zukünftigen und seine Kraft der Traditionsbildung entscheidend ist.

#### 4. „Urworte Orphisch“

Am Ende der Betrachtung sind „Urworte Orphisch“ heranzuziehen, deren Beziehung zur „Achilleis“ nicht zuletzt hinsichtlich des Begriffs »Hoffnung«<sup>56</sup> oft erwähnt wurde,<sup>57</sup> ist doch der Dämon (ΔΑΙΜΩΝ), worum es in diesem Gedicht geht, nichts anderes als die »[g]eprägte Form«, die nach Goethes Kommentar zum Gedicht als »notwendige, bei der Geburt unmittelbar angesprochene, be-

grenzte Individualität der Person« »lebend sich entwickelt« und sogar zukünftig »des Menschen Schicksal« bestimmt.<sup>58</sup> Nämlich bedeutet der Dämon hier die bildhafte (weil es sich um eine Form handelt) Entelechie, die, bei der Geburt des Menschen ihn geprägt, alle seine Bestimmungen, alle seine Lebensstufen potenziell, immanent umschließt, und die wir bereits in der „Achilleis“ am Werk gesehen haben. Im Gedicht „Urworte Orphisch“ scheint Goethe zwischen zwei Grundsätzen zu schwanken, auf der einen Seite, »Dämon«, »Vorbestimmtes«, also ein von innen Wirkendes, auf der anderen, »TYXH, [d]as Zufällige«<sup>59</sup>, also ein von außen Wirkendes. Bei Goethe erscheint „Tyche“ als jeweilige äußere Bedingungen, die auf den Dämon einwirken. Aber er »hält sich freilich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam und wie man es nennen mag, der, so oft ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.«<sup>60</sup> So wird bei den »unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen« eine Folgerichtigkeit erhalten. Doch gibt es eine gefährlichste und verführerischste Tyche, d.h. die Liebe (ΕΡΩΣ „Eros“). »Hierunter ist alles begriffen was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei, nur denken möchte.«<sup>62</sup> Der Dämon ist der Gefahr ausgesetzt, von seinem eigenen Weg abgelenkt zu werden. Diese Bemerkungen Goethes über »das Zufällige« und »die Liebe« entsprechen der Ansicht von Achill, die er, von der Rede Athenes über seinen Ruhm aufgemuntert, fast am Ende des ersten Gesanges beredsam entfaltet. Um seine Lebensverachtung zu rechtfertigen, beruft er sich auf die Qual des Lebens, die Begierde, die seit der Aufnahme der Pandora der Mensch erduldet:

Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Haders / Quelle  
zu fließen geneigt, des ruhigsten Hauses Verderber. / Neid und Herrsch-  
sucht und Wunsch des unbedingten Besitzes / Weit verteilten Guts, der  
Herden, so wie des Weibes, / Die ihm göttlich scheinend gefährlichen  
Jammer ins Haus bringt. / Und wo rastet der Mensch von Müh' und ge-

waltigem Streben, / Der die Meere befährt im hohlen Schiffe? die Erde, /  
Kräftigen Stieren folgend, mit schicklicher Furche durchziehet? / Überall  
sind Gefahren ihm nah, und Tyche, der Moiren / Alteste, regt den Boden  
der Erde so gut als Meer auf.<sup>63</sup>

Deswegen sei der Glückliche der »Krieger«<sup>64</sup>, der immer bereit ist, sein Leben  
wegzuwerfen, sagt Achill, dem auf Befehl des Schicksals, des Dämons, der  
frühe Tod schon bestimmt ist. Diese Begierde repräsentiert »die Liebe«. Aber  
selbst die Liebe begünstigt den starken Dämon, indem er »den durchs Geschick  
ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich  
aneignen, was mehr ist, ein zweites Wesen, eben wie sich selbst, mit ewiger un-  
zerstörlicher Neigung umfassen könne.«<sup>65</sup> In dieser Weise beeinflusst der starke  
Dämon den anderen und erweitert sich, bis aus der freiwilligen Übereinstim-  
mung der Neigungen die Nötigung (ANAGKH „Ananke“) erfolgt, die schil-  
lersche, fröhliche und schöne Resonanz zwischen der Neigung und der Pflicht:  
»[A]lles was liebevolle Neigung freiwillig gewährte wird nun Pflicht, welche tau-  
send Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen  
sei, läßt weder Staat, noch Kirche, noch Herkommen es an Zeremonien fehlen«<sup>66</sup>  
So wird ein überlegener Dämon vermittelt von Zeremonien durch die Gemein-  
schaft geehrt wie der von Achill: »Auch am heiligen Fest um den herrlichen  
Tempel gelagert / Zeus des Olympiers, oder des ferntreffenden Phöbos, / Wenn  
der rühmliche Preis den glücklichen Siegern erteilt ward, / Immer wird dein (sc.  
Achills) Name zuerst von den Lippen des Sängers / Fließe, wenn er voran des  
Gottes preisend erwähnte.«<sup>67</sup> Der Dämon des Helden kann auch nach seinem  
leiblichen Tod, wie Goethe im Kommentar zu „Urworte Orphisch“ sagt, »nicht  
zersplittert, noch zerstückelt werden, sogar durch Generation hindurch.«<sup>68</sup> So  
vollendet sich die Entelechie, d.h. der Dämon des Helden durch „überzeitliche“  
Traditionsbildung.

Aber die Nötigung ist doch Nötigung. Es bleibt nicht aus, dass der Mensch sich

gebunden fühlt. Nun tritt die Hoffnung (ΕΛΠΙΣ „Elpis“) hervor. Hierzu fehlt es an Goethes eigenen Bemerkungen. Betrachtet man jedoch die Darstellung dieses Begriffes in der „Achilleis“, so ist die Absicht des Dichters klar.<sup>69</sup> Die Hoffnung stammt hier aus der Unvoraussehbarkeit, der Unverständlichkeit des Dämons. Angesichts der klagenden Mutter des Helden, Thetis, versucht Zeus sie zu trösten, indem er sich auf die Fruchtbarkeit der Zukunft beruft. Er sagt ihr: »Drängt nicht oft Poseidon den Kiel des Schiffes gewaltig / Nach der verderblichen Syrt' und spaltet Planken und Ribben? / Gleich entsinket das Ruder der Hand, und des berstenden Schiffes / Trümmer, von Männern gefaßt, zerstreuet der Gott in den Wogen. / Alle will er verderben, doch rettet machen der Dämon. / So auch weiß, mich dünkt, kein Gott noch der Göttinnen erste, / Wem von Ilios Feld Rückkehr nach Hause bestimmt sei.«<sup>70</sup> Den Dämon zu antizipieren, ist sogar den Göttern schwierig, und eben hier eröffnet sich die Kraft der Hoffnung, verschiedene Möglichkeiten zu erwarten. Was den Göttern unmöglich zu sein scheint, ist für den Halbgott Achill selbstverständlich unmöglich. Dementsprechend verkennt er seine eigene Zukunft, indem er die Liebesleidenschaft verachtet<sup>71</sup>, in die er selbst durch den Anblick Polyxenas geraten sollte, und die, wie gesehen, einzig fähig ist, das schönste Bild des Helden als »ewig Tüchtiger und Kräftiger«<sup>72</sup> den Zukünftigen zu überliefern. Die »Tollheit seiner Natur«<sup>73</sup> ist als notwendiges Element des Helden im Voraus seinem Dämon eingeprägt, und sie kann Achill zu einem authentischen Helden machen. Auch den plötzlichen Tod verlangt sein Dämon, obwohl Achill selbst ihn nicht voraussehen kann. Darüber hinaus wertet er zugleich die Taten des Menschen ab, die sein Denkmal den Zukünftigen spiegeln sollte. Auf Achills Geringschätzung der Liebe und der Taten versetzt lächelnd Athene, die wahrheitsliebende Seherin, der »jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen«.<sup>74</sup>

[...] Jegliche Rede, / Wie sie auch weise sei, der erdgeborenen Menschen, / Löset die Rätsel nicht der undurchdringlichen Zukunft.<sup>75</sup>

Goethe hielt den Stoff des Achill, dem vom Schicksal der frühe Tod bestimmt ist, für angemessen, um sein Modell der Entelechie, d.h. des Dämons, im Bereich der Poesie zu entfalten.

Die „Achilleis“ ist also im höchsten Grad goethisch. Das scheint offensichtlich. Und es ist auch klar, dass es hier um Über-leben und Unsterblichkeit geht, das von Goethe oft aufgenommene ›Stirb und Werde!‹-Thema, wie Schadewaldt sagt<sup>76</sup>. Doch ist nicht zu vergessen, dass dahinter Goethes Ideen der Entelechie bzw. des Symbols stehen.

#### **Anmerkung**

- 1 Zur Entstehungsgeschichte vgl. den umfangreichen Versuch von Elke Dreisbach: Goethes „Achilleis“. Heidelberg 1994, S. 10-38.
- 2 Goethe an Schiller, am 23. Dezember 1797. In: Johann Wolfgang Goethe.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. v. Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller u. Gerhard Sauder, Taschenbuchausg. München 2006, Bd. 8.1. S. 472. Die Schriften Goethes werden im folgenden aus dieser Ausgabe mit Angabe (MA Band- Seitenzahl) zitiert.
- 3 MA 6.1 S. 1103-1114.
- 4 Zur Rekonstruktion der gesamten Handlung vgl. vor allem Wolfgang Schadewaldt: Goethes „Achilleis“. Rekonstruktion der Dichtung. In: Ders.: Goethestudien. Natur und Altertum. Zürich 1963, S. 301-395.
- 5 Vgl. „Odyssee“ (übers. v. Joh. Heinr. Voß) XXIV, V. 80-94. »Und das heilige Heer der sieggewohnten Achaier / Häufte darüber ein großes und weitbewundertes Denkmal / Auf der Spitze des Landes am breiten Hellespontos, / Daß es fern im Meere vorüberschiffende Männer / Sähen, die jetzo leben, und spät in kommenden Jahren. (...) Also erlosch auch im Tode nicht dein Gedächtniß, und ewig / Glänzt bei allen Menschen dein großer Namen, Achilleus.« Hierzu vgl. auch David Constantine: „Achilleis“ and „Nausikaa“: Goethe in Homer's World. In: Oxford German Studies 15, 1984, S. 95-111. Hier S. 108-109.
- 6 Vgl. MA 6.1 S. 1112-1114; Schadewaldt (Anm. 4), S. 322-329.

- 7 Goethes Äußerung an Riemer, zitiert nach Erich Trunz: Kommnarteil von „Achilleis“. In: Johann Wolfgang von Goethe: Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bd. Textkritisch durchgesehen u. kommentiert v. Erich Trunz, München 1994, Bd. 2 S. 761.
- 8 Zum Überblick über die Interpretationsgeschichte vgl. Dreisbach (Anm. 1), S. 2-9.
- 9 Z.B. sagt Karl Reinhardt: Tod und Held in Goethes „Achilleis“. In: Ders.: Tradition und Geist. Hg. v. Carl Becker. Göttingen 1960, S. 283-308, hier S. 292., »Der symbolische Bezug zwischen dem Innen und dem Außen, zwischen Mensch und Landschaft, zwischen dem sich hebenden Hügel und dem künftigen Ruhm, all dies ist freilich, wie man längst bemerkt hat, nur noch Goethisch. Ähnliches im Werther, im Beginn der Wahlverwandtschaften und allenthalben.« Für das Verständnis der „Achilleis“ braucht man eine genauere Definition des Begriffs ›Symbol‹. Auch Otto Regenbogen: Über Goethes Achilleis. In: Ders.: Kleine Schriften. Hg. v. Franz Dirlmeier. München 1961, S. 495-520. Hier S. 508, sieht goethische Züge, als ob sie selbstverständlich wären, und zählt sie auf: »Es ist nicht schwer, durch Analyse im einzelnen das Unhomerische [...] in der Durchführung zu zeigen. Historiker der deutschen Literatur haben das eindringend und vielfach fein getan. Sie haben auf die Bereicherung und Differenzierung in der psychologischen Auffassung und Darstellung hingewiesen, sie haben auf den Einklang von Naturbild und Vorgang im Menschenherzen aufmerksam gemacht, sie haben mit Recht in der heroisch-kulturschöpferischen Lebenszielsetzung, in Athenas Klage um das allzu früh geendete Helden-dasein einen Faust-Vorklang gefunden, sie haben die Neu-Beseelung und ethische Erhöhung der Götterwelt bemerkt — kurz, sie haben alles das festgestellt, was man im Sinne Schillers die subjektive und sentimentalische Auffassung des Gesamtstoffes, das Seelenhafte hat nennen können. Das alles festzustellen ist nicht eben schwer [...].«
- 10 Zu Goethes Nachschlagen in diesem Lexikon vgl. z.B. Schadewaldt (Anm. 4), S. 329 ff.
- 11 Benjamin Hedrich: Gründliches Mythologisches Lexikon. Leipzig 1770, reprograph. Nachdr. Darmstadt 1996, Sp. 461-462.
- 12 Dreisbach (Anm. 1), S. 206.
- 13 MA 6.1 S. 810.
- 14 Ebd., S. 806.
- 15 Ebd., S. 806.

- 16 Ebd., S. 809.
- 17 Ebd., S. 814.
- 18 So z. B. Dreisbach (Anm. 1), S. 184-185; Wolfgang Schadewaldt: *Fausts Ende und die Achilleis*. In: Ders.: *Goestudien* (Anm. 4), S. 283-300, hier S. 294-298.
- 19 Dreisbach (Ebd.), S. 184.
- 20 MA 6.1 S. 806.
- 21 Ebd., S. 806.
- 22 MA4.2 S. 81.
- 23 Zur entelechischen Denkfigur Goethes vgl. z. B. Gerhart Baumann: *Goethe. Dauer im Wechsel*. 2. ergänzte u. durchgesehene Aufl. Freiburg/Br. 1999.
- 24 MA 6.1 S. 808-809.
- 25 Ebd., S. 809.
- 26 Ebd., S. 809.
- 27 Ebd., S. 809.
- 28 Ebd., S. 810.
- 29 Ebd., S. 811.
- 30 Ebd., S. 812.
- 31 Friedrich Nietzsche: *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*. In: Ders.: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. 3. Abt. 1. Bd.. Berlin/New York 1972, S. 255.
- 32 Otto Regenbogen (Anm.9), S. 514. Aber er sieht in diesem Charakter der Transparenz das Weiterdichten Goethes, dessen Keim schon in Homer zu finden sei.
- 33 MA 6.1 S. 807.
- 34 Vgl. Anm. 20.
- 35 MA 6.1 S. 807.
- 36 Regenbogen (Anm. 9), S. 508.
- 37 Der Vergleichsversuch zwischen „Achilleis“ und „Faust“ von Schadewaldt (Anm. 18) bleibt trotz einiger wichtiger Hinweise nur eine oberflächliche Aufzählung der Ähnlichkeiten bzw. der Unterschiede. Nach einigen Analysen zieht er einen Schluss, indem er goethische Terminologien in der Morphologie der Pflanze heranzieht: »In dem hier aufgewiesenen Bildmotivkreis der <Achilleis> und des <Faust> geht es um einen solchen Vorgang der Ramifizierung und Spezifizierung des gleichen Archetyps im Bereich der Dichtung.« (S. 300) Also seien die Ähnlichkeiten und die Unterschiede zwischen „Achilleis“ und „Faust“ auch nur die Ergebnisse der Metamorpho-

- sen des gleichen Urtyps.
- 38 Vgl. ebd., S. 285-288.
- 39 Zur Bedeutsamkeit dieses Erlebnisses von Goethe vgl. Josef Fürnkäs: Anschauen als Erkennen. Goethes „klassische“ Betrachtungen über Natur und Symbol im Briefwechsel mit Friedrich Schiller (1794-1805). In: *The Geibun-Kenkyu (Journal of Arts and Letters)* Nr. 91-2 2006, S. 352-378. Hier S. 371-378; Stefan Blechschmidt: *Goethes lebendiges Archiv. Mensch-Morphologie-Geschichte*. Heidelberg 2009, S. 15-23.
- 40 MA 8.1 S. 387.
- 41 Ebd., S. 383-384.
- 42 Ebd., S. 391.
- 43 Ebd., S. 391.
- 44 Ebd., S. 392.
- 45 Ebd., S. 391.
- 46 Fürnkäs (Anm. 39), S. 375.
- 47 Ebd., S. 373.
- 48 Vgl. ebd., S. 368-370. Nach seiner italienischen Reise ging es Goethe vor allem darum, »die symbolische Form«, d. h. »das allgemeine und typische, damit aber überzeitliche Menschliche« zu gewinnen, das für Goethe die Kunst der Antike am besten darzustellen schien.
- 49 Ebd., S. 375.
- 50 Auch Dreisbach (Anm. 1), S. 32, hat in ihrer Arbeit über die „Achilleis“ auf den Brief vom 16. August 1797 hingewiesen, ohne dass sie aber auf Goethes eigentümliche Verwendung des Begriffs »sentimental« in diesem Brief eingegangen wäre. Sie sagt nur: »Wenn Goethe das Sentimentale des Stoffes als ein Kennzeichen moderner Dichtung angibt, so befindet sich er dabei in vollkommener Übereinstimmung mit Schiller, insofern dieser das Sentimentalische als das Wesensmerkmal der modernen im Gegensatz zur antiken Dichtung erkennt.« Obwohl beide Dichter in dem Punkt übereinstimmten, dass es beim Begriff „Sentimentalität“ um den Charakter der modernen Dichter geht, das Verlorene, Natürliche aktiv und künstlich zurückzugewinnen, das für die Alten noch selbstverständlich dagewesen ist, ist Goethes »Neubestimmung des „Sentimentalischen“« auch deutlich. (Blechschmidt <Anm.39>, S. 18)
- 51 MA 8.1 S. 578.
- 52 So z. B. vgl. Regenbogen (Anm. 9), S. 519. Er sagt über Dictys' Werk: »Es ist in dieser griechischen Romanfiktion ebenso rationalistisch wie phantastisch

- und kommt dem Zeitgeschmack mit einem wunderlichen Einschlag von Sentimentalität entgegen. Es betont die erotischen Motive, rückt darum Frauenrollen, wie die der Hekabe, Cassandra, Polyxena (die in der Ilias gar nicht vorkommt), in den Vordergrund.« Und er sieht den Ursprung von Goethes Stocken in der Arbeit an „Achilleis“ gerade in diesem Liebesmotiv, das nicht homerisch ist.
- 53 Zum Motiv der Liebesleidenschaft von Achill in der späteren Handlung vgl. Schadewaldt (Anm. 4), S. 339. Auch Goethes Äußerung an Riemer (vgl. Anm. 7) steht für die Wahrscheinlichkeit.
- 54 MA 6.2 S. 380-381.
- 55 Vgl. Schadewaldt (Anm. 4), S. 327.
- 56 MA 6.1 S. 801.
- 57 Vgl. z.B. Karl Reinhardt (Anm. 9), S. 290-291; Regenbogen (Anm. 9), S. 515. Aber Dreisbach (Anm. 1), S. 202-203, betrachtet diese Beziehung zwischen „Achill“ und „Urworte Orphisch“ skeptisch.
- 58 MA 13.1 S. 500-501.
- 59 Ebd., S. 501.
- 60 Ebd., S. 502.
- 61 Ebd., S. 501.
- 62 Ebd., S. 503.
- 63 MA 6.1 S. 813-814.
- 64 Ebd., S. 814.
- 65 MA 13.1 S. 503.
- 66 Ebd., S. 504.
- 67 MA 6.1 S. 812.
- 68 MA 13.1 S. 501.
- 69 Hierzu vgl. auch Thomas Gärtner: Das Motiv der Hoffnung in Goethes Achilleisfragment. In: Goethe-Jahrbuch 126 2009, S. 174-181.
- 70 MA 6.1 S. 802.
- 71 Vgl. Anm. 63.
- 72 Vgl. Anm. 54.
- 73 Vgl. Anm. 7.
- 74 MA 6.1 S. 810.
- 75 Ebd., S. 814.
- 76 Schadewaldt (Anm. 4), S. 374-380.